

nissen dieses Buches noch kein personales Wesen ist, das Experimentieren mit ihm oder die Verwendung von Intrauterinpressare bzw. der „Pille danach“ erlaubt?

R. KOLTERMANN S. J.

HEYD, DAVID, *Genethics. Moral Issues in the Creation of People*. Berkeley–Los Angeles–London: University of California Press 1992. XIII/276 S.

Kann ein Kind unter bestimmten Voraussetzungen seine leiblichen Eltern oder einen Arzt dafür verklagen, daß es behindert geboren wurde? Gibt es eine Pflicht, daß Eltern glückliche Kinder haben sollen? Haben potentielle menschliche Lebewesen – diejenigen, deren Existenz, Anzahl und Identität von den Entscheidungen bereits existierender Menschen abhängt – irgendwelche Rechte? Fragen dieser Art sind zugegebenermaßen äußerst verwirrend. Sie sind aber im Zeitalter rapider medizinischer Entwicklungen (*genetic screening, engineering*...), demographischer Zukunftsprognosen, der Bevölkerungspolitik und des ökologischen Bewußtseins im selben Maße unvermeidlich wie sie verwirrend sind. So nimmt z. B. die zuerst erwähnte Frage unmittelbaren Bezug auf eine inzwischen beachtliche Zahl an Rechtsfällen (sogenannte *claims for wrongful life*), in denen z. B. Eltern im Namen ihres behinderten Kindes einen Arzt verklagen, der den Eltern vor der Empfängnis fälschlich versichert hat, daß keine potentielle Gefahr der Übertragung einer bestimmten schwerwiegenden genetischen Krankheit bestehe, die in der betreffenden Familie wiederholt aufgetreten ist. Die genannten Fragen gehören insofern zu einem einheitlichen Bereich der ethischen Reflexion, als sie mit moralphilosophischen Fragen der Zeugung und Formung von menschlichen Lebewesen befaßt sind, nämlich mit Entscheidungen bezüglich ihrer Existenz, Anzahl und Identität. Heyd (H.) nennt diesen Bereich im Anschluß an andere mit einem Kunstwort *genethics* (eine Kurzform für *genesis-ethics*). *Genethics* etabliert den allgemeinen Theorierahmen für die Analyse von ethischen Aspekten diverser Problemstellungen aus den Bereichen Bevölkerungspolitik, Umweltpolitik, Pädagogik, *intergenerational justice, genetic engineering* etc.

Ethiker waren natürlich schon immer an der Zukunft interessiert, allerdings vornehmlich an der Zukunft, insofern sie die Folgen menschlichen Verhaltens betrifft. Erst seit ungefähr dreißig Jahren sind Philosophen explizit mit Entscheidungen bzgl. der Existenz, Anzahl und Identität von zukünftigen Menschen konfrontiert. Es war Jan Narveson, der sozusagen als Pionier die Einzigartigkeit von moralischen Problemen untersuchte, die sich aus der hypothetischen menschlichen Pflicht zur Fortpflanzung für utilitaristische Theorien ergeben. Rawls hat diese Anregung aufgegriffen und im Lichte seiner deontologischen Theorie der Gerechtigkeit eine erste systematische Diskussion möglicher Pflichten gegenüber zukünftigen Generationen präsentiert. Schließlich war es dann bekanntlich vor allem Derek Parfit, der in den letzten zwanzig Jahren in einer Reihe von Aufsätzen und einem Teil seines Buches *Reasons and Persons* z. T. äußerst Provokatives zu dieser Thematik formuliert hat. Bereits in diesen ersten Beiträgen wurde deutlich, daß moralische Fragen bzgl. der Zeugung und Formung menschlichen Lebens in der letzten Analyse notwendig in den Bereich der Axiologie führen und daß sich hier zwei disparate Sichtweisen konkurrierend gegenüberstehen: einerseits eine Werttheorie, die unter dem Namen *impersonalism* gehandelt wird, da sie dafür plädiert, daß Wert ein non-personales Attribut des Universums und seiner Teile (dem Mobiliar des Universums) ist; und andererseits eine Theorie, die üblicherweise als *person-affecting axiology* (oder aus handlungstheoretischer Perspektive: *agent-relative view*) bezeichnet wird, weil sie behauptet, daß jedes Wert-Attribut notwendig auf menschliche Lebewesen (bzw. in einer theozentrisch-schöpfungstheologischen Sicht: auf Gott) Bezug nimmt. Die Existenz von Wertsubjekten (Subjekten, die Dingen und Lebewesen Wert zuschreiben) ist diesem Ansatz zufolge die *conditio sine qua non* dafür, daß es ein  $x$  gibt, dem Wert zukommt. Man kann diese Wertkonzeption auch als voluntaristisch bezeichnen, da sie Wert mit Bezug auf menschliche Einstellungen und Zustände wie Wünsche, Begierden, Ideale, Interessen, Rechte, Erwartungen usw. analysiert. Mag einem diese Sicht auch als *prima facie* plausibler erscheinen, so muß doch nüchtern festgestellt werden, daß der überwiegende Teil der traditionellen ethischen Theorien tendenziell zum *impersonalism* neigt. Nur wenige bestehen auf einer Axiologie mit menschlichem Antlitz, die das Wertprädikat *gut* in der sub-

jekt-relativen Weise des *gut für* analysiert. H. vermutet an einer Stelle, daß es vor allem die Überzeugung und die damit verbundene Angst ist, daß eine voluntaristische Axiologie notwendig zum Subjektivismus, Individualismus oder Mentalismus führt, die diese Tendenz begünstigt. Und er bestreitet dies m. E. zu Recht. Das vorliegende Buch ist also nicht nur deshalb ein wichtiger Beitrag, weil es den ersten großangelegten Entwurf zum Thema *genethics* darstellt und als solcher wohl bis auf weiteres eine Art Lehrbuchcharakter behalten wird, sondern vor allem auch deshalb, weil es sich aus der Perspektive der Wertmetaphysik kraftvoll und äußerst überzeugend für die Minderheitensicht stark macht. Die Arbeiten Parfits und anderer herausfordernd argumentiert H. für eine durchgehend anthro-relative Axiologie, die Wert im Sinne der Auswirkung auf aktuelle menschliche Interessen und Wünsche charakterisiert. Und er kommt damit folglich auch in Fragen der angewandten Ethik, die nicht das primäre Interesse des Buches darstellen, zu deutlich anderen Resultaten als Parfit. Indem er die Vorstellung einer Objektiv (mit großem *O!*) besten aller möglichen moralischen Welten zurückweist, unterläuft er Versuche wie z. B. denjenigen, *die* (eine) optimale Anzahl an Kindern zu bestimmen. Gemäß seinem eigenen, auf den Handelnden bezogenen Ansatz kann z. B. die Frage nach der angemessenen Zahl an Kindern nur mit Bezug auf sogenannte *generocentric principles* entschieden werden. *Generocentric principles* sind in Entscheidungen bzgl. der Zeugung und Formung menschlichen Lebens angewandte Prinzipien, die ausschließlich auf die Interessen, Ideale, Rechte, Pflichten ... derjeniger Bezug nehmen, die neues menschliches Leben hervorbringen und formen. Und diese Prinzipien gehören im Falle von Entscheidungen bezgl. der Kinderzahl zu zwei teilweise nicht kompatiblen Bereichen: dem Bereich des öffentlichen Interesses und der privaten Rechte.

Trotz zahlreicher Detailanalysen ist es im wesentlichen ein einziger, streng systematisch entwickelter Argumentationsgang, der sich wie ein roter Faden durch die 3 Teile und 8 Kapitel des Buches zieht. In *Teil 1* geht es H. darum, die bereits von Parfit und anderen herausgearbeitete rätselhafte Natur von Problemen aufzuzeigen, die die Schaffung und Formung menschlichen Lebens betreffen. Er legt die verblüffenden Paradoxien dar, die sich ergeben, wenn man traditionelle moralische Prinzipien (*right-based, duty-based, goal-based*) auf sie anwendet. Mit ihrer Hilfe ist es nicht möglich, die relevante Bezugsgruppe für Entscheidungen im Bereich *genethics* abzugrenzen. Anders als im Falle von liberalen und humanistischen Ausweitungen der Bezugsgruppe (Frauen, Kindern, Vertretern anderer Rassen, Tieren ... werden Rechte zugesprochen) kann unsere Sensibilität für zukünftige Generationen nicht einfach dadurch ausgedrückt werden, daß sie in die Gemeinschaft moralischer Subjekte aufgenommen werden. Ihre Unbestimmtheit läßt die Anwendung vertragstheoretischer, kantischer oder utilitaristischer Prinzipien nicht zu, zumindest nicht ohne resultierende Paradoxien. Die gegenseitige Abhängigkeit von Ethik und Metaphysik scheint auf dem Feld *genethics* besonders stark zu sein. Aristoteles und Kant würden diesen offensichtlichen Engpaß deshalb vielleicht als Indikator dafür nehmen, daß die metaphysische Frage nach dem Wert der Existenz der Wertsubjekte selbst ungeklärt ist, und hinzufügen: Wer diese Frage als bedeutungslos erachtet, macht damit auch den Rest unseres moralischen Lebens bedeutungslos. H. schlägt eine klare Zweiteilung vor. Man solle einerseits den ethischen Bereich durch Eingrenzung von tiefen metaphysischen Fragen frei und damit widerspruchsfrei halten. Die rätselhaften metaphysischen Fragen nach der Natur von Sein und Wert hingegen (Ist die Existenz menschlicher Lebewesen bereits ein Gut?) solle man auf den Bereich *genethics* beschränken. Folglich geht H. in *Teil 2* von den Grenzen der Ethik zu der Metaphysik der *genethics* über. Hier geht es um das mehr positive Unterfangen, ein Rahmenwerk für Entscheidungen bezüglich der Existenz, Anzahl und Identität darzulegen. Grundgedanke ist, daß derartige Entscheidungen entweder auf moralische Begriffe (Interessen, Rechte, Wohlfahrt ... aktueller Personen) gegründet werden oder als extra-moralisch gelten sollen: potentielle menschliche Wesen und vermeintliche non-personale Werte haben keinen moralischen Status. Dieser Standpunkt – *geneocentrism* genannt – impliziert Einschränkungen, die einige als kontra-intuitiv empfinden mögen. Er kann z. B. unverantwortlich expandierende Bevölkerungspolitik oder das gentechnische Produzieren von glücklichen Schweinen als Ersatz für menschliche Lebewesen zumindest Kraft ethischer Prinzipien nicht ausschließen oder verbieten. Dennoch erweist er sich gegenüber dem

Alternativansatz aufgrund seiner Kohärenz als überlegen. Was als seine Schwäche erscheint ist die Anerkennung, daß wichtige menschliche Grundintuitionen jenseits der argumentativen Kraft ethisch-zwingender Argumentation liegen. An dieser Stelle wird m. E. ein gesunder ethischer Skeptizismus deutlich.

Im Teil 3 kommt H. zunächst auf anthropologische Grunddaten empirischer Art zu sprechen, die den möglichen kontra-intuitiven Folgerungen den Stachel nehmen: die psychologischen Gründe, derentwegen Menschen sowohl als Individuen als auch als Gemeinschaft Nachwuchs wollen. Schließlich geht es ihm dann aber um die Metaphysik von Genesis-Entscheidungen. Hier folgt er weitestgehend Kants Analysen des charakteristisch menschlichen Unterfangens der Selbst-Transzendenz. Was die Möglichkeit einer rationalen Rechtfertigung des Menschen als letztes Ziel der Natur und damit der letztgültigen Begründung von Genesis-Fragen betrifft, ist er allerdings verhalten skeptisch: „On the abstract metaphysical level, pure genesis problems admit of no ethical solution. The ultimate question why there is something rather than nothing can again be given meaning only within a theocentric framework, in which a personal („volitional“) God acts with certain aims and according to some existing system of values...“ (226) H.s metaethische Reflexionen lesen sich wie ein Kommentar zu dem Wittgenstein-Zitat, mit dem er das letzte Kapitel überschreibt: „Good and evil enter only through the subject. And the subject is not part of the world, but a boundary of the world.“ (Notebooks, 79e) Der Bereich der formalen Ethik wird sozusagen von innen her begrenzt und damit Raum geschaffen für anderes. H. äußert sich nicht über das Wofür. Nach Meinung des Rezensenten wäre das ein Bereich, zu dem vor allem die Religionsphilosophie Erhellendes beizutragen hat. Das vorliegende Buch ist eine beeindruckende philosophische Studie, die die logische Geographie der angesprochenen Thematik mit Nachdruck bis in die letzten Winkel und Nischen verfolgt und eine den Parfischen Analysen insgesamt überlegene Position verteidigt. Seine Stärke zeigt sich aber hauptsächlich im Verfolgen des negativen Anliegens: die Paradoxien des *impersonalism* aufzuzeigen, auf die Grenzen der Ethik hinzuweisen ... Darüber hinaus wird zwar ein Fundament für eine alternative Konzeption gelegt, die angeblich nicht in den Subjektivismus, Individualismus oder Mentalismus führen muß. Der Autor vermittelt uns aber nicht mehr als grobe Andeutungen eines Entwurfes (wie z. B. den Hinweis, daß nicht nur Individuen, sondern auch Gemeinschaften als Träger von Werten fungieren können), der uns von diesem Postulat überzeugen könnte.

A. TRAMPOTA S. J.

FUNIOK, RÜDIGER, *Didaktische Leitideen zur Computerbildung*. Zielsetzungen und Kriterien einer allgemeinen Computernutzungs-Kompetenz als Anregungen für Medienpädagogik, technische Allgemeinbildung und informationstechnische Grundbildung (Regensburger Studien zur außerschulischen Bildung 8). München-Wien: Profil 1993. 312 S.

Schon der umfangreiche Untertitel des Buches zeigt an, daß der Autor sich viel vorgenommen hat. Seine vor gut einem Jahrzehnt publizierte Dissertation trug den Titel „Fernsehen lernen – eine Herausforderung an die Pädagogik“ (München: Minerva 1981, 473 S.); seine jetzt vorgelegte Habilitationsschrift führt diesen Ansatz fort bzw. weitet ihn zeitgemäß aus: „Die Informationstechnologie als Herausforderung an die Pädagogik“ lautet die Überschrift des ersten Kapitels. Diese Ausweitung führt dazu, daß neben dem damals zentralen Begriff der Medienpädagogik jetzt weitere, für die Erziehungswissenschaft neuartige Begriffe wie technische Allgemeinbildung und informationstechnische Grundbildung treten. Und wenn F. in Titel und Untertitel sowohl den geisteswissenschaftlich orientierten Begriff Computerbildung als auch den sozialwissenschaftlichen Begriff Computernutzungs-Kompetenz verwendet, so wird auch damit zum Ausdruck gebracht, wie umfassend er diese Publikation angelegt hat. Der Begriff der didaktischen Leitideen schließlich zeigt an, daß die Argumentation auf einer relativ abstrakten Ebene angesiedelt ist, auf einer „Diskussionsebene, die der Curriculumkonstruktion oder gar der unterrichtlichen Umsetzung noch voranliegt“ (13).

Der erste Teil des Buches beginnt mit einer Bestandsaufnahme. Die bisherige Entwicklung und der gegenwärtige Stand der erziehungswissenschaftlichen Diskussion